

ANTJE SIEVERS

Die Judenmadonna

HISTORISCHER ROMAN
LESEPROBE



C O N T E

TEIL 1

November 1471, in den Auen des Oberrheins

Der Mann im Sattel, ein Tuchhändler aus Freiburg, war auf seinem ruhig und zuverlässig dahinschreitenden Braunen kurz eingeknickt. Sein Kinn klappte herunter, die Zähne schlugen ihm schmerzhaft aufeinander, und augenblicklich war er wieder wach. Es dämmerte bereits. Ein Jüngling, sein Sohn, ritt neben ihm her und wirkte ganz und gar nicht, als wäre er die halbe Nacht durchgeritten. Der Tuchhändler zog fröstelnd die Schultern zusammen, gähnte laut und murmelte: »Dank dem Himmel, dass wir bald angekommen sind! Und diese elende Feuchtigkeit hier. Ich spüre kaum noch einen Knochen im Leibe nach diesem fürchterlichen Ritt.«

Der Junge antwortete ihm nicht. Er starrte schon seit geraumer Zeit angestrengt über den schmalen Weg hinweg zu einer Wiese hinüber, die sich bis zu den Stämmen des lichten Laubwaldes zog, der hier in den Rieden des Rheins vorherrschte.

»Vater!«, rief der Junge plötzlich, »sieh mal, dort drüben! Siehst du das?«

Der Mann kniff die unzuverlässig gewordenen Augen zusammen und gab sich Mühe, in der Richtung, die sein Sohn ihm mit der Hand wies, etwas Besonderes auszumachen.

»Wo denn, Stefan? Was meinst du?«

Der Junge lenkte sein Pferd kurzerhand auf die Wiese und ließ es in leichten Trab fallen. Dann sah der Vater ihn abrupt anhalten. Er stieg vom Pferd und bückte sich nach dem Boden.

»Stefan! Hörst du denn nicht!«

Einen Moment zögerte der Mann, dann ritt er widerwillig hinterher. »Also, was ist nun, Junge? Wir müssen weiter, wir haben wirklich nicht die geringste Zeit, uns mit irgendwelchen ... Allmächtiger Gott!«

Das hübsche, von hellen Knabenlocken eingerahmte Gesicht war weiß wie Kreide geworden. Die beiden bekreuzigten sich mehrmals rasch hintereinander. Der Vater saß ab und näherte sich dem Fund des Jungen mit schreckgeweiteten Augen: Ein nackter Leib, der Körper einer jungen Frau mit langem blonden Haar war es, der mit merkwürdig verrenkten Gliedern, das Gesicht nach unten, dort im noch halbgefrorenen Gras lag. Sie war von Kopf bis Fuß mit Wunden bedeckt, der Leib wie überzogen mit dem eigenen Blut, und dort, wo ihre Schenkel endeten und ihre Scham begann, musste sie wahre Sturzbäche davon verloren haben.

»Oh, Jesus Christus!«, stammelte der Mann.

Er stieg beherzt über sie hinweg und drehte sie auf den Rücken, ihr rechter Arm fiel auf den Boden und ihr zerrissenes, blutiges Gewand klaffte auf über dem bloßen Körper. Ein sehr junges Mädchen war es, kaum mehr als vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Einen Augenblick starrte er nachdenklich auf das zerrissene blaue Wolltuch auf ihrem Leib, eine sehr gute, sorgsam gefärbte und gewalkte Qualität, wie der Tuchhändler erkannte. Die Dominikanerinnen im nahen Kloster ließen sich ihn liefern, um daraus ihre warmen, blauen Kukkullen für den Winter zu verfertigen.

»Sieh her, Stefan! An einer unschuldigen Klosterfrau haben sie sich vergriffen. Was in Gottes Namen sind das nur für wilde Tiere, die so etwas Abscheuliches tun?«

Sein Sohn streckte ihm die Hand entgegen.

»Hier, Vater. Das lag dahinten.«

Der Kaufmann starrte einen Moment verblüfft auf den Fund, der auf den ersten Blick wie ein zerrissener Korb aussah. Er nahm

ihn in die Hand und betrachtete ihn von allen Seiten. Plötzlich ließ er ihn mit einem Schrei des Abscheus zu Boden fallen. Und da sah er es: Der Kopf des Mädchens war zur Seite gefallen.

»Stefan!«, rief er schließlich, »ich glaube wahrhaftig, sie lebt noch! Der Herr stehe uns bei, sie atmet!«

Der Junge blickte unbehaglich auf den nackten Leib und stammelte leise: »Und was sollen wir jetzt tun? Wir müssen doch irgendwas tun!«

Der Mann kniete nieder, bedeckte mit dem zerrissenen Stoff, so gut es ging, ihre Blöße und rief seinem Sohn zu: »Komm schon, hilf mir. Wir müssen sie von hier fortbringen, so schnell wie möglich. Nun mach schon.«

Sein Sohn sprang vom Pferd und näherte sich zögerlich.

»Nun sei nicht so zimperlich, Junge. Los nimm ihre Füße und hilf mir, sie auf dein Pferd zu heben.«

Erst, als die Bewusstlose bäuchlings wie ein nasser Sack auf der braunroten Stute lag, fragte Stefan den Vater: »Wo wollen wir sie denn hinbringen? Etwa mitnehmen? Es ist doch kaum noch Leben in ihr.«

»Wir können sie doch nicht einfach hier im Wald krepieren lassen wie ein Vieh. Wir werden sie nach Gemar bringen. Dort soll es in der Nähe ein Kloster geben. Das ist doch das Mindeste, was wir tun können.«

»Aber Vater, das werden wir nicht schaffen. Niemals. Sie wird sterben, noch bevor wir da sind.«

Der Tuchhändler warf einen Blick auf das Mädchen und sprach: »Wenn sie stirbt, so ist es Gottes Wille. Wir haben es nicht in der Hand. Aber wenigstens können wir dafür sorgen, dass sie im Kreise ihrer Schwestern zur ewigen Ruhe gebettet wird. Tun wir unsere Christenpflicht.«

Der Kaufmann fasste die Zügel seines Pferdes und lenkte das Tier vorsichtig zurück zum Fußpfad. Er spuckte kräftig aus, murmelte »Pfui Teufel!« und bekreuzigte sich nochmals.

Stefan stieg auf sein Pferd und ritt im Schrittempo hinter dem Vater her.

»Warum hast du denn auf den Korb gespuckt, Vater?«

»Korb? Das war kein Korb, du Einfaltspinsel. Das war ein Judenhut.«

Bergheim, im Jahr zuvor

Dort, wo die dunkelgrünen Gipfel der Vogesen in sanften, von Burgen gekrönten Hängen zum Rhein hin auslaufen, wo sich die Weinberge mit Weiden, Wiesen und üppig tragenden Obstgärten mischen und kühle Bäche das Wasser aus den roten Sandsteinfelsen in das Tal führen, liegt das Städtchen Bergheim.

In der Morgensonne stieß ein Mädchen den schweren Fensterladen beiseite, dessen Aufschwingen von einem grellen Quietschen begleitet wurde. Das Fenster ging auf den Gemüsegarten des Hauses hinaus, Gräser, Veilchen und Akeleien wuchsen bis ins Fenster hinein. Das Geißblatt, das sich an der gesamten Rückseite des Hauses emporwand, summte trotz der frühen Stunde schon von Bienen. Die Luft roch nach Blüten, Staub und dem Mist, den die Bauern vor Wochen auf die noch gefrorenen Äcker gestreut hatten. Der Duft des Frühlings.

Das Mädchen lehnte sich auf das Fensterbrett, gähnte herzhaft und folgte mit Augen, aus denen der Schlaf noch nicht ganz gewichen war, einer großen Weinbergschnecke, die auf ihrer silbrigen Spur über den mit Steinen ausgelegten Steig glitt. Ihr Mund verzog sich langsam zu einem Lächeln, als sie das feine, zweifache Fühlerpaar und die Vollkommenheit des spiraligen Hauses betrachtete. Die Bauern und gerade die Armen verzehrten sie in Mengen mit wildem Knoblauch und sammelten sie, wo immer sie sie fanden. Aber auch, wenn Schnecken geschmeckt hätten wie mit Safran, Mandeln und Feigen gefüllte Täubchen, hätte das

Mädchen keinen Bissen hinunterbekommen, denn ihrem Volk waren manche Sorten Fleisch und Getier zum Genuss verboten, seit die Kinder Israels vor vielen tausend Jahren von Ägypten in das verheißene Land gezogen waren, wo Milch und Honig flossen.

Golda, gelegentlich Goldele, hatten die Eltern sie wegen ihres schönen blonden Haars genannt, dem Schmuck der Frauen, das sie schon bei ihrer Geburt besessen hatte. Sie streckte sich und gähnte, bevor sie mit raschen Bewegungen das Bett ordnete, um dann kurz nach Sonnenaufgang, wie jeden Morgen, in der Küche einen Becher warme Ziegenmilch in Empfang zu nehmen. Rahel, ihre Stiefmutter, stand schon beim Ofen in der niedrigen Küche, die erste Morgensonne schien durch die Fenster hinein und wärmte den großen, mit Steinplatten ausgelegten Raum, der die gesamte Breite des hinteren Hauses einnahm.

»Guten Morgen, meine Kleine. Hast du gut geschlafen?«

Rahel stieß mit dem Fuß den Schemel beiseite, um Platz zu machen, und stellte eine Schale mit heißer Milch und ein Bündel mit Ziegenkäse, harten Gerstenfladen und runzligen Äpfeln aus der Ernte des letzten Herbstes auf den Tisch.

»Wo ist Vater?«

»Trink erst und sprich dann! Dein Vater ist schon längst auf, zur Weide bei Rohrweiler, um die zwei Schimmel zu holen.«

Golda erschrak. Der Jähzorn ihres Vaters war nicht nur in ihrer kleinen Familie bekannt.

»Ist er böse, weil ich so lange geschlafen habe?«

»Ist er nicht, wenn du dich jetzt beeilst. Es ist gut, dass du lang geschlafen hast, schließlich habt ihr einen weiten Weg.«

Golda schlürfte den Rest Milch aus der Tonschale. Fast schnurrte sie vor Behaglichkeit, so wie Grauchen, die Katze, die ihr unterm Tisch um die nackten Beine strich. Die Milch war heiß und gut und Rahels mit Asche bereiteter und in Weinblätter geschlagener Käse würde auf dem langen Weg köstlich genug

schmecken. Schon hörte man vor der Tür das Getrappel von Hufen und die Stimme Jakob ben Josuas: »Goldele! Komm! Es wird Zeit!«

Sie sprang auf und griff nach dem Bündel und dem wollenen Tuch, in das sie ihren Proviant geknotet hatte.

»Hast du auch alles, Kind? Sieh dich vor, hörst du? Nimm abends das Tuch um und lass in den Gassen dein Haar nicht sehen. Und vergiss nicht die Besorgungen. Und grüße die Familie. Und pass auf, dass du dich in der Sonne nicht zu sehr erhitzt.«

»Ja, Mutter! Nein, Mutter!«, antwortete Golda und schmunzelte. Sie beugte sich zu Rahel herab und küsste sie auf beide Wangen, als mit einem Ruck die Tür aufgerissen wurde und der Vater zornrot hereingestürmt kam.

»Wo bleibst du, Mejdele? Zum Teufel, Weiber können nie beizeiten fertig werden.«

»Ist schon gut, Jakob«, murmelte Rahel beschwichtigend, »Es ist alles bereit, sie ist längst fertig. Hier sind auch noch ein paar Nüsse für euch.« Rahel legte ein kleines Beutelchen auf den Tisch.

»Was soll das? Bin ich ein Eichhörnchen?«, knurrte Jakob und zog die buschigen Augenbrauen hoch. Golda nahm es grinsend in Empfang.

Anfang des nächsten Monats Siwan war es dreizehn Jahre her, dass ihre leibliche Mutter, Rebekka bath Levi, die erste Frau von Jakob ben Josua, dem Rosshändler, das Kind unter drei Tage fort-dauernden, schweren Qualen geboren hatte und am fünften Tag nach der Niederkunft am Kindbettfieber gestorben war.

Im Jahr darauf hatte er seine zweite Frau geheiratet, Rahel, die dritte Tochter des Josel von Türkheim. Sie war äußerlich von keinem großen Reiz, aber voll Klugheit und mütterlichem Verstand, als sie, fünfzehnjährig, dem um zwanzig Jahre älteren Gatten nach Bergheim folgte und sich gleich um sein Töchterchen

kümmerte, als hätte sie nie etwas anderes getan. Golda wuchs heran und hatte keine andere Mutter als Rahel gekannt und Jakob hätte auch glücklich mit ihr werden können, wenn sie ihm nur endlich einen Sohn geschenkt hätte. Aber Rahel, mit ihren dicken, glänzenden Locken, den kräftigen Gliedern und der tiefen Stimme ein Abbild von Leben und Gesundheit, hatte sich bisher als unfähig erwiesen, eine Leibesfrucht auszutragen.

Die Kinder, wie zu Jakobs Hohn allesamt Knaben, die sie mit der Hilfe von Rivka, der Frau des Nachbarn Abraham, alle zwei Jahre zur Welt brachte, überlebten immer nur wenige Stunden, sofern sie nicht gleich tot zur Welt kamen.

»Hab ein Einsehen mit Deiner Frau, Jakob«, hatte Abrahams Frau ihn nach der letzten Geburt eines dieser lebensunfähigen Geschöpfe angefleht. »Ich fürchte allmählich, ein weiteres könnte sie nicht überleben.« Und Jakob hatte ein Einsehen. Es fiel ihm nicht schwer, denn er war ein alter Mann von bald fünfzig Jahren, aber dennoch – gab es denn einen größeren Fluch für eine Jüdin als Kinderlosigkeit?

Jakob stampfte mit dem Fuß auf, und schon drückte das Mädchen der Mutter einen hastigen Abschiedskuss auf die Wange, warf das kurze Leinenmäntelchen mit dem Judenfleck über die Schultern, ergriff das Bündel und zog die Tür hinter sich zu.

»Hier, nimm!«, herrschte der Vater sie an und drückte ihr die Zügel der Eselin in die Hand.

Und hinaus ging es aus der Judengasse, hin zur breiten Mittulgasse, die einmal der Länge nach durch das kleine Bauernstädtchen führte, und durch das Untertor. Die Bergheimer Bürger, die sich zu dieser frühen Morgenstunde sehen ließen, beachteten den Juden und seine Tochter nicht weiter, ja, so mancher entbot ihm sogar einen Gruß.

Jakob stülpte den spitzen Strohhut erst auf, als sie die Mauern der Stadt hinter sich gelassen hatten. In Bergheim selbst scherte

es niemanden, ob die jüdischen Männer das alberne Ding auf dem Kopf trugen, aber das konnte außerhalb der Stadtmauern schon etwas anderes sein.

Bald überquerten sie den Bergenbach und schlugen den Weg nach Norden auf der alten Römerstraße ein. Kurz vor Schlettstadt näherte sich auf einem kleinen Esel eine Gestalt, an deren Hut schon von weitem ein Jude auszumachen war.

»Simeon!«, rief Jakob erfreut. »Das ist Simeon von Rufach.«

Der Jude auf dem Esel blinzelte kurzsichtig. Erst als Vater und Tochter auf seiner Höhe angeritten kamen, glitt der Anflug eines Lächelns über sein Gesicht.

»Schalom alejchem, Simeon. Wohin geht's denn?«

»Schalom, Jakob ben Josua! Wieder zurück nach Rufach. Ich habe in Schlettstadt zwei Wechsel eingelöst und mit einem weiteren will ich es in Rappoltsweiler versuchen, wenn ich kann. Zwei schöne Schimmel hast du da.«

»Oh ja, und viel Geld haben sie mich gekostet. Meine Tochter und ich, wir ziehen nach Rosheim. Und morgen geht es auf den Rossmarkt nach Straßburg, wo ich hoffentlich einen besseren Preis erziele als hier in der Gegend.«

»Könnte schon sein«, brummte Simeon. Sein Blick fiel auf Golda und er wiegte missmutig den Kopf.

»Du nimmst noch immer deine Tochter mit? Ist sie nicht langsam zu alt dafür? Sie ist doch längst eine heiratsfähige Jungfrau, wie ich sehe. Hat deine Frau dir noch immer keinen Sohn geboren?«

»Das liegt allein in der Hand des Erschaffenden, Simeon. Nun, ich kann es ja nicht ändern. Das Mädchen macht mir so viel Freude! Rechnen kann sie zweimal schneller als ich, und lesen und schreiben in Deutsch und Hebräisch, ja sogar ein wenig Latein. Ohne ihre Hilfe wäre längst nicht jedes Geschäft so vorteilhaft geworden, wie's am Ende geworden ist.«

Golda strahlte ihren Vater an und genoss dessen Stolz. Dabei war er damals sehr erzürnt gewesen, als er Rahel dabei erwischte

hatte, wie sie das kleine Mädchen das Lesen in der Weiberschrift lehrte, einer einfachen hebräischen Schrift, die ein kluger Rabbiner, Shlomo ben Jizchak, ersonnen hatte, um den Frauen das Lesen und Schreiben zu erleichtern.

Bald schon hatte er seine Freude an der klugen Tochter gehabt, und wann immer sie laut die Worte las »Gott sprach zu Israel in den Träumen: Jakob! Jakob!«, rief der Vater in die Stube: »Hier bin ich!«, ganz so wie Jakob in der Tora. Oft hatte er ihre Fortschritte dann selbst überwacht und gedacht, dass sie eigentlich die Klugheit eines Sohnes hatte, den der Lenker der Welt ihm nun einmal verweigert hatte.

»Zeiten sind das, wo man den Frauen erlaubt, klüger als ein Mann zu sein und auch noch bei den Geschäften zugegen«, schimpfte Simeon, »stell dir vor, Jakob, in Straßburg, beim Ratsherren Reuchlin, geht seit neuem eine jüdische Geldwechslerin aus und ein, Sarah bath Maimon von Gugenheim heißt sie, und mit Perlen und Edelsteinen handelt sie obendrein. Eine Sünde ist das, gegen die weibliche Natur und ganz gegen jede menschliche Ordnung.«

»Sei nicht so streng, Simeon«, erwiderte Jakob, »wie man hört, ist diese Sarah eine anständige Frau und obendrein Mutter von drei prächtigen Söhnen, von denen der jüngste sie immer begleitet, wenn sie in Geschäften unterwegs ist. Es mag gegen die weibliche Natur sein, aber Schaden hat sie ihrer Familie bisher nicht gebracht. Sie ist Witwe und ...«

»Eben!«, unterbrach ihn Simeon aufgebracht. »Sie ist Witwe, und eine Witwe sollte sich wiederverheiraten, an einen guten Mann, und dem die Geschäfte überlassen. Das sollte sie! Jetzt fangen schon die welschen Christen damit an, Geld gegen Zinsen zu verleihen. Wann hat man so was je gehört? Wovon soll unsereiner dann noch leben, wenn das so weitergeht?«

Jakob schmunzelte.

»Ach Simeon, wir leben doch in so ruhigen Zeiten, Baruch Ha

Schem, und wir leben nicht schlecht. Reg dich nicht auf über das Gerede eines alten Viehhändlers, sondern sag mir lieber, wie die Straßen nach Straßburg beschaffen sind.«

Der alte Jude nahm kurz den Hut ab, wischte sich über seine glänzende Stirn und antwortete: »Auf einer Meile bei Lingelsheim bleibt man fast stecken, und es stehen Pfützen dort, so groß, dass Enten drauf schwimmen und sich Schweine drin suhlen. Haltet euch auf den Äckern, dann kommt ihr besser durch, rate ich euch. Nichts für ungut, Jakob, aber ich muss weiter, wenn ich es noch zwei Stunden vor Sonnenuntergang durch die Tore von Rappoltsweiler schaffen will. Gute Weiterreise!«

Jakob sah dem Wechsler noch eine Weile hinterher, dann aber ermahnte er seine Tochter zur Eile: »Los, los weiter! Zu Mittag sollten wir das längste Stück geschafft haben. Bevor wir nicht hinter Barr sind, wird auf keinen Fall gerastet.«

Im Antoniterkloster zu Isenheim

Der Sandsteinbau der Klosterkirche, von außen bescheiden, ließ nicht vermuten, was für Schätze er in seinem Inneren barg: Kaum verblasste Wandmalereien, prächtig geschnitzte und vergoldete Altäre, meisterliche Bildnisse des Sankt Antonius, zu seinen Füßen das Schweinchen mit dem goldenen Glöckchen im Ohr, auf denen der Heilige von Dämonen und Ungeheuern geplagt wurde, Bilder der Mutter Gottes in jeder Nische mit hunderten von brennenden Lichtern davor. Es waren Herrlichkeiten, die im Laufe der Jahrhunderte durch die Gaben von Tausenden von Pilgern und Kranken angeschafft wurden, die sich hier die Heilung vom Antoniusfeuer erhofft hatten, das Ende von Lähmungen und Raselei, von brennenden Schmerzen und faulenden Gliedern.

Stauend sah Konrad von Dettighofen, der Abt des Benediktinerklosters zu Schaffhausen, sich um. Schließlich nickte er. Sein

stummer Begleiter, ein magerer Mann in den Vierzigern, hielt den Blick seiner hellen, starren Augen zu Boden gerichtet. Die schwarze Kutte und die groben Sandalen an den nackten Füßen wiesen ihn als Bruder des Dominikanerordens aus.

Jean d'Orlier, der Generalpräzeptor der Antoniter zu Isenheim, redete schon seit geraumer Zeit wie ein Buch auf seine beiden Gäste ein. Das Spital von Isenheim und seine nicht unbeachtlichen Heilungserfolge hatten inzwischen einen hervorragenden Ruf, der wohl nicht zuletzt der Leidenschaft seines Vorstehers zu danken war.

»Ihr nehmt also als Grundlage für unseren bewährten Sankt Antonius-Balsam 4 Pfund Talg, 4 Pfund Schmalz, 4 Pfund Weißpech, dann 4 Unzen gelbes Wachs, 4 Unzen Terpentin und noch 2 Unzen Grünspan«, sprach Jean d'Orlier mit seinem weichen, fränkischen Akzent, »und dann natürlich die Kräuter, die sind das Wichtigste. Getrocknet und fein gestoßen, also Kohlblätter, Nussblätter, Erdbeerspinat, Lattich, Wegerich, beide Arten davon, Holunder, Löwenfuß, Huflattich ... Oh, da wären wir!«

Jäh unterbrach Jean seinen Redefluss. Die drei Männer betraten die kleine Kapelle und standen einen Moment lang schweigend vor dem mit einigen Kerzen beschienenen Altarbild.

Schließlich lächelte Konrad zufrieden und sprach: »Nun, man hat mir nicht zu viel versprochen von Eurer Kirche. Es sind in der Tat wunderbare Werke, die ihr euer Eigen nennen dürft.«

Der Generalpräzeptor führte den Gast dicht an einen Altar mit einem großen Bildnis heran. Der Mönch mit den goldbraunen Fransen um seine Tonsur spitzte die Lippen wie ein Mädchen, hob die Brauen über seinen erstaunt blickenden Kinderaugen und wies stumm auf die heilige Barbara.

»Also, das ist das Gemälde, von dem ihr so geschwärmt habt in Euren Briefen? Wer, sagtet ihr, ist dieser Meister?«, fragte Konrad.

»Schongauer ist der Name, Martin Schongauer, aus Kolmar. Gewissermaßen ist es nicht nur sein Werk, sondern auch das seines Bruders. Sie führen ihre Werkstatt gemeinsam, und sie arbeiten auch zusammen. Ich spiele zurzeit mit dem Gedanken, einen Verkündigungsalter bei ihnen in Auftrag zu geben.«

Der Abt strich sich über sein Kinn und sagte bedächtig: »Hm. Begabt, sehr begabt. Aber auch etwas ... nun, ich möchte sagen, gewagt, nicht wahr?«

Die beiden Mönche musterten die vollendeten Körperformen mit den lockenden Brüsten, die deutlich unter dem zarten Stoff des Gewandes hervortraten, die sinnlichen Lippen, die verspielt lächelten, und die goldblonden Haarfluten, die so sehr nach dem Leben geschaffen waren, dass man meinte, bei ihrer Berührung würden die Finger nicht auf Ölfarben und Holz, sondern auf seidige Flechten treffen.

Konrad von Dettighofen räusperte sich: »Nun, diese Heilige Barbara scheint mir ein wenig, nun ja, ein wenig zu sehr Frau und zu wenig Märtyrerin zu sein ... ihr Liebreiz, möchte ich sagen, ist fast schon ein wenig zu ausgeprägt für meinen Geschmack. Sagt, der Meister, der sie gemalt hat, ist noch recht jung, wie mir scheint?«

Jean d'Orlier schmunzelte.

»Das ist richtig, lieber Bruder, Martin Schongauer mag wohl erst wenig mehr als zwanzig Jahre alt sein. Und damit kann man ihm wohl verzeihen, meine ich, wenn er ein Weib, auch wenn es eine Heilige ist, recht liebreizend darstellen will.«

Konrad senkte nachdenklich den Kopf. Was den Liebreiz der Frauen anging, so war er für seine Person schon seit vielen Jahren über alle Zweifel und Versuchungen hinweg. Aber einem jungen Novizen mochte so ein ungehörig sinnliches Bildnis wohl schon eher zusetzen. Er wandte sich um zu seinem Begleiter und fragte: »Nun, was ist Eure Meinung, Bruder Heinrich?«

Der so Angeredete, Heinrich Kramer, wandte ihm das Gesicht zu, auf dessen bleicher Stirn sich kleine Schweißperlen gebildet

hatten, und sagte betont gleichgültig: »Ich denke, meine Meinung ist in diesem Fall kaum ausschlaggebend, Bruder Konrad. Ich habe mich nur erboten, Euch hierher zu begleiten. Ihr habt schließlich diese Wahl zu treffen, nicht ich.«

Heinrich drehte sich abrupt um und schien in Betrachtung einer schweren goldenen und mit zahllosen bunten Edelsteinen besetzten Monstranz zu versinken, die auf der gegenüberliegenden Seite der kleinen Kapelle aufgestellt war. Es schien fast, als spüre er das Lächeln der Frau auf dem Bildnis wie durchdringende Hitze auf seinem nackten Hals. Sein für einen Mann seines Alters von zu vielen und zu tiefen Furchen durchzogenes Gesicht war fahl geworden.

Barr, am Nachmittag

Die Landschaft wurde flacher und die Straßen stiller, als Jakob und Golda sich an einem Bach unter einer großen Eiche niederließen und das Bündel öffneten, das Rahel ihnen gefüllt hatte. Eine halbe Stunde ruhten sie nach dem Mahl noch im kühlen Schatten des Baumes, um dann den Rest der Tagesetappe in Angriff zu nehmen. Das letzte Stück war schon gekommen, sie tröteten den staubigen Trampelpfad um die Bischofsheimer Mauern herum und langten endlich an den Mauern von Rosheim an.

Es war schon kurz vor der Wachablösung, als der Jude und sein hübsches Töchterchen auf ihren Eseln mit den zwei Schimmeln am Halfter auf das Tor zuritten. Plötzlich wurden die beiden muskulösen Hellebardiere hellwach. Klirrend versperrten ihre gekreuzten Waffen den Weg, als Jakob an die hölzerne Zugbrücke trat und höflich seinen Gruß entbot.

»Wohin willst du, Jude?«

»In die Judengasse, Herr, zu meiner Schwester und den ihren, nur für die eine Übernachtung.«

»Soso, für die eine Übernachtung. Und wie heißt sie, deine Schwester?«

»Lea, Herr. Lea bath Josua. Sie ist die Ehefrau des Pfandleihers Samuel von Speyer.«

Der rechte der nach zwei Wochen altem Schweiß stinkenden Kerle trat auf Golda zu und fasste nach ihrem Kinn. Es gab leider nichts, was Jakob dagegen hätte tun können, wenn ihm sein Leben lieb war.

»Sieh mal einer an, was haben wir denn hier für ein Vögelchen?«

Der andere hatte Jakob inzwischen barsch angewiesen, das Torgeld zu bezahlen. Der Wächter warf dem ersten die Münzen zu, der sie rasch durchzählte und dann in seinem Beutel verschwinden ließ. Er grinste und zischte Golda heiser zu: »Na, dann lauft mal! Ab in die Judengasse, zu dem fetten Pfandleiher. Wenn du von dem Judenfennig was wiederhaben willst, Mädchen, dann weißt du ja, wo du mich finden kannst. Deinen Arsch würde ich mir schon was kosten lassen.« Jakob und die blutrot angelaufene Golda gaben sich die größte Mühe, das schallende Gelächter der beiden mit Würde zu überhören. Die lange Gasse, die das Städtchen von Ost nach West in zwei Hälften schnitt, war ruhig und friedvoll, niemand kümmerte sich um den jüdischen Rosshändler und seine Tochter.

»Oh, was für schöne Schimmel! Wenn man mal so einen hätte!«, rief einer der Gassenjungen, die sich vor dem wuchtigen Christentempel Peter und Paul mit Stöcken im Fechten übten.

»Was kosten die, Jude?«

»Leider mehr, viel mehr, als du dir leisten kannst, Kleiner«, entgegnete Jakob gutmütig.

»Warte nur, bis du groß bist und tüchtig Geld verdienst. Wenn du lange genug sparst, dann kannst du dir vielleicht auch mal so ein Prachttier kaufen.«

»Mein Vater ist nur Schuhmacher, Jude, der verdient nicht so

viel Geld. Ich soll auch Schuhmacher werden. Da wird es wohl nichts damit.«

»Sag das nicht, Junge. Gib nie die Hoffnung auf bessere Zeiten auf.«

Golda warf einen Blick über die Schulter zurück nach dem Dach der Kirche. Sie hatte es eigentlich nicht tun wollen, und doch konnte sie es nicht lassen, sich nach der Figur umzudrehen, die dort auf dem Kirchendach saß, ein steinerner Jude mit spitzem Judenhut, mit gekreuzten Beinen und einem schweren Geldsack auf den Knien.

Als ob wir es nicht schon schwer genug hätten, dachte sie. Gleich hinter dem Tempel ging die Judengasse ab, mit dem Tor in seinen schweren Angeln, dessen Instandhaltung die knapp achtzig Menschen zählende Gemeinde von Rosheim selbst bezahlen musste. Aber es bot Schutz, dieses Tor, das nach Sonnenuntergang und an allen christlichen Feiertagen geschlossen blieb, und so hatte alles seine zwei Seiten.

Jakob klopfte an das Tor zum Hof des Pfandleihers, dessen roter Sandsteinbogen eingemeißelte hebräische Lettern trug: **הבאים ברוכים**

»Baruchim haba'im«, las Golda, und Jakob nickte dazu.

»Wir wollen doch hoffen, dass wir hier heute willkommen sind.«

Seine Fingerspitzen berührten kurz die Mesusa, die Hülse mit Versen aus der Tora, die an jeder Tür angebracht war, hinter der fromme Juden wohnten, und dann seine Lippen. Diese Worte waren halb im Ernst, halb im Scherz gesprochen, denn beim letzten Besuch hatten Jakob und sein Schwager Samuel eine Auseinandersetzung gehabt, die bis tief in die Nacht angedauert hatte. Seine Frau Lea hatte dem Lärm schließlich schimpfend ein Ende bereitet: Sie und die Kinder und Mägde gedächten, wenigstens noch eine Weile zu schlafen, bevor der nächste Tag begann!

Auf Jakobs Klopfen hin trottete die Magd, ein Mädchen mit

blauen Kulleraugen und ebenholzschwarzen Haaren, das auf den Namen Vögele hörte, über die Pflastersteine und schob den Riegel zurück. Lea kam die Außentreppe herab gerannt, die in das erste Stockwerk führte und fiel ihrem Bruder um den Hals.

»Jakob, Jakob, endlich! Wie schön, dich endlich mal wieder zu sehen! Wie geht es deiner Frau? Und hier unser Goldele, wie bist du groß geworden. So ein großes Mädchen. Komm lass dich mal ansehen! Was für ein hübsches Ding. Da muss der Schadchan wohl bald nach einem passenden Bräutigam für dich suchen, was?«

Lea legte den Kopf in den Nacken und rief zum Haus hinauf: »Schnell, Samuel, komm schnell! Sieh nur, wer da ist, endlich!«

Es dauerte einen Moment, bis die schwere Gestalt des Samuel von Speyer, des Pfandleihers von Rosheim, auf der Treppe erschien und gemächlich herab in den Hof zu steigen begann.

Die Torwächter hatten nicht gelogen, als sie Samuel als fett bezeichnet hatten. Schon sein Vater war es gewesen, und dass Lea eine so vorzügliche Köchin war, hatte zu seinem Zustand beigetragen. Er blieb vor dem Schwager stehen und betrachtete ihn einen Augenblick mit undurchdringlichem Mienenspiel, bevor sich der Mund in seinem dunklen Bart zu einem breiten Lächeln verzog und er sagte: »Komm, Schwagerleben, komm. Sei willkommen in meinem Haus. Es ist schön, dich wieder bei uns zu sehen!« Samuel öffnete die Arme und drückte den Schwager herzlich an seine breite Brust. Jakob fühlte sich, als würde er in einem warmen Federbett versinken.

»Ich grüße dich, Samuel, und Friede sei mit dir.«

»Friede sei mit Euch, mein Guter. Oh, was für herrliche Schimmel hast du da! Ich werde sie und deine Esel in den Stall bringen lassen. Komisch genug werden sie da aussehen zwischen Moses' altem Klepper, den er längst hätte schlachten lassen sollen, und den Eseln und Maultieren. Wie zwei Prinzen im Armenspital, so werden deine Prachtperde aussehen.«

Samuel warf den Kopf in den Nacken und lachte mit blitzend weißen Zähnen. Jakob stimmte erleichtert ein. Da kam auch endlich Jael, Goldas Kusine, die Treppe hinab. Unter Freudenschreien fielen die Mädchen sich um den Hals. Sie war ein gutes Jahr älter als Golda und in der Zwischenzeit zu einem ziemlich drallen Mädchen mit kupferfarbenem, lockigem Haar herangewachsen.

»Puh, wie bist du heiß und staubig. Komm, komm ins Haus. Lass dir ein Bad bereiten.«

»Ein Bad könnte nicht schaden nach dem langen Weg«, seufzte sie erleichtert.

»War es schlimm auf der Straße? Habt ihr Zores gehabt?«

»Nein, gar nicht, es war alles ruhig. Morgen kann es schon anders werden, wenn alles zum Markt will.«

»Wie bist du zu beneiden«, seufzte Jael. »Ich war erst einmal dort, und das ist auch schon wieder fast zwei Jahre her. Ach, Straßburg! So eine riesige Stadt. Dass du so viel herumkommst – als Mädchen!«

Jael und Vögele verschwanden hinunter in den Hof. Vorsichtig, weil sie schon Kleid und Mieder abgelegt hatte, sah Golda in den Hof hinunter, zu dem aus grauen Feldsteinen gemauerten Brunnen mit seinem von Sandsteinsäulen getragenen Dach, unter dem die Winde hing. Daneben, unter einem großen Birnbaum, standen noch immer Vater und Onkel, schon jetzt in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Sie legte die Läden an und wartete im Hemd, als die Magd und Jael mit dem restlichen Badewasser herankeuchten.

Das Wasser in dem Zuber war so kalt, dass ihr einen Moment lang die Luft wegblieb. Sie stieß mit dem Fuß an etwas Kantiges und fand einen großen, graugrünen Klumpen. Verwundert schnupperte Golda an ihrem Fund: Olivenöl und Lorbeer. Seife, echte Seife von Aleppo war es. Der Onkel und die Tante lebten beinahe wie die Fürsten im Vergleich zu ihren bescheidenen Bergheimer Verhältnissen.

Als die Tante sie in die Stube rief, war schon der gesamte Hausstand versammelt: Außer Jael und dem Onkel noch die achtjährige Schwester Jaels, Chaya genannt, ebenso rothaarig wie die ältere Schwester, sowie der Stolz und Liebling der Familie, der dreijährige, flachsblonde David, der gerade mit seinem einnehmenden Kinderlachen laut krakeelend durch die Stube rannte, wo Jakob ihn mit offenen Armen auffing und brüllte: »Na komm, Bubele, komm zu deinem Onkel Jakob!«

Der Junge warf sich in Jakobs Arme und kreischte vor Vergnügen, als der Onkel ihn im Kreis herumwirbelte. Jael lachte und stellte Krüge mit Brunnenwasser und dem würzigen Weißen aus der Gegend von Oberehnheim auf den Tisch, der heute als besondere Gabe an die Gäste ausgeschenkt werden sollte, außerdem gab es feines Brot und eine Schüssel mit einem köstlich duftenden Voessen aus grünen Zwiebeln und Kalbfleisch. Lea war durchaus imstande, aus Abfall von Rinderherz, Milz und Lungen noch ein Mahl zu zaubern, das man notfalls einem König hätte vorsetzen können. Heute allerdings hatte sie edlere Zutaten zur Hand gehabt: Als zweiten Gang trug sie ein Gericht aus zarten Flussfischen mit Gemüse und Senf auf. Den Abschluss bildeten Mandelkuchen und in süßem Wein gekochte, gedörnte Birnen, die in dieser Gegend sehr beliebt waren und von jedem Hutzeln genannt wurden. Jakob langte, von Lea wieder und wieder genötigt, kräftig zu. Auch Golda aß mit Behagen die guten Dinge, die man ihnen zur Feier ihres Aufenthaltes aufgetischt hatte, denn solche Speisen gab es im Haus des Rosshändlers nur an hohen Feiertagen. Sie bemerkte erleichtert, dass ihr Vater das Mahl zu genießen schien, ohne, so wie beim letzten Mal, heimlich den Kopf zu schütteln über diese ungehörige Zurschaustellung der besseren Verhältnisse, in denen sein Schwager und dessen Familie nun einmal lebten.

Samuel wusste zu berichten, dass seine beiden jüngsten Brüder die Gemeinde von Speyer vor knapp einem Monat verlassen

hatten und mit allem, was sie an Habseligkeiten besaßen, Hausrat, Tieren, Weibern und Kindern, auf dem Wege nach Krakau im polnischen Reich des Königs Kasimir waren.

»Ach, wenn man noch jünger wäre und besser zu Fuß, glaub mir Schwager, ich würde mich auch auf den Weg machen. Endlich heraus aus diesem verfluchten Loch!«, rief Samuel begeistert.

»Man hört, dass die Juden alle davon träumen, in den großen Städten zu wohnen«, antwortete Jakob skeptisch, »du weißt schon, Warschau, Krakau, Lublin. Und dann bleiben sie am Ende irgendwo in den riesigen Wäldern stecken, wo es Bären und Auerochsen gibt, und müssen ihre Dörfer mit hohen Palisaden schützen vor diesen Viechern. Und dazu noch vor den Wölfen.«

»Vor den Wölfen?«

»Ja, sicher, den Wölfen! Die hausen da nicht weit fort oben in den Bergen, so wie hier, nein, die treiben sich in Rudeln in den Wäldern und auf den Straßen herum.«

»Nun, und wenn schon. Dann gibt es da eben mehr Wölfe. Wenn das die einzige Sorge dort ist, die ein Jude hat, dann hat er schon viel gewonnen.«

Eine Weile war es still am Tisch.

Dann unterdrückte Jakob behaglich einen Rülps und entgegnete ruhig: »Aber das ist nun mal nicht die einzige Sorge, Schwagerleben. Die Winter zum Beispiel, die sollen lang und streng sein. Und sehr, sehr kalt. Wein kann man deshalb auch nicht anbauen. Aber die Sommer sollen dennoch so heiß sein, dass die Ernten leicht verdorren. So ein Leben in einem jüdischen Dorf, da oben im polnischen Urwald, das wird auch nicht so leicht sein.«

Die Tante drehte sich unruhig nach ihrer Tochter um und rief, mit einem Kopfnicken in Goldas Richtung: »He, ihr Mädchen, bringt doch eben Chaya und David zu Bett. Tut mir die Liebe, ja?«

Folgsam standen die beiden Jungfrauen auf. Und während der kleine David sich mit dem Daumen im Mund schon satt und müde an die üppige Brust seiner Schwester schmiegte, protestierte Chaya, als die Kusine sie vom Tisch zu ziehen begann.

Im Handumdrehen lagen die Kinder Seite an Seite in ihrem Bettchen, und auch wenn Chaya ein paar Mal beteuerte, gar nicht müde zu sein, wobei sie schon zwei-, dreimal heftig gähnte, nützte ihr der Protest wenig. Als die Mädchen die Tür zuzogen, hörten sie schon die ruhigen Atemzüge der beiden Kinder.

»Wie gern hätte ich auch so eine kleine Schwester«, flüsterte Golda. »Du musst so glücklich sein!«

»Das bin ich doch auch«, entgegnete Jael. »Auch wenn sie und David manchmal furchtbar anstrengend sind. Und Schmutz und Unordnung machen sie, und um ihre Wäsche muss ich mich auch immer allein kümmern. Chaya hat ihren eigenen Kopf, glaub mir, einen ordentlichen Dickkopf hat die Kleine schon. Aber wie langweilig wäre es sonst hier. Ich hüte sie trotzdem gern, und wenn wir spielen, sind sie immer so lustig. Um sich krank zu lachen! Was rennst du denn nur so?«

Denn Golda hatte es sichtlich eilig, wieder in die Stube zu kommen.

»Mal sehen, wie lange es diesmal dauert, bis sie sich wieder streiten«, wisperte sie.

»Vielleicht haben wir es schon verpasst.«

»Das haben wir wohl kaum. Wenn sie sich streiten, dann hört es nämlich die ganze Gasse.«

Rot vor unterdrücktem Gelächter schoben sich die Mädchen durch die Tür.

»Auf dem Land hier geht es uns doch noch recht ordentlich«, hörten sie Jakob gerade sagen, »gut, wir sind nicht gerade beliebt, aber andererseits kräht auch kein Hahn danach, wenn ich mit Gottfried aus der Mehlgasse mal einen Humpen Bier trinke oder mein Goldele mit ihrem Klärchen oder Rahel mit den

Nachbarinnen am Brunnen schwatzt. Und wir in Bergheim haben sogar unsere eigenen Weingärten und Obstwiesen. Wo gibt es so was sonst noch für Juden?«

»Und damit gibst du dich zufrieden?«, schimpfte Samuel dazwischen.

Golda sah die Tante an und seufzte. Aber Leas Blick haftete unruhig an ihrem aufgebrauchten Gatten, während Jakob weiter sprach: »Ja, Samuel, damit bin ich zufrieden. Es könnte erheblich schlechter sein.«

Samuel griff nach seinem Becher, trank einen gewaltigen Schluck und entgegnete: »Nichts ist doch mehr so, wie es mal war. Es hat früher so viele gelehrte Juden gegeben, weißt du. Ärzte, Philosophen, große Rabbiner. Den Raschi von Troyes, Rabbi Mosche Ben Maimon, den Rokeach von Speyer, gepriesen sei er. In Mainz, während der Pest, da waren die Juden sogar noch wehrhaft, die Tapfersten von allen. Es haben sich alle heimlich bewaffnet. Zweihundert Judenschläger haben sie niedergemacht. Die Juden sind schon immer ein tapferes Volk gewesen. Denk nur an Juda Makkabi und Bar Kochba!«

Jakob senkte verlegen den Kopf und schwieg.

Samuel fing von neuem an: »Nein, ich sage dir, Krakau, da werden große Geschäfte gemacht, da blüht der Handel, eine Universität haben sie dort, älter als die von Basel oder Freiburg ...«

»Nun, und was nützt es dir? Einen Juden kann man nicht studieren lassen, außer in Padua«, entgegnete Jakob.

Samuel lehnte sich erschöpft zurück und wischte sich mit seinem Mundtuch über sein glänzendes Gesicht. Einen Moment war es ganz still in der Stube. Dann beugte er sich vor und sagte leise: »Ich will dir mal was sagen, Schwagerleben. Solange wir hier umherziehen oder nicht, wir Juden werden nie sicher leben in Aschkenas. Denk an meine Worte. Niemals. Man wird uns immer wieder an den Kragen gehen, mal mehr, mal weniger. Sicher werden wir erst sein, wenn wir wieder in unserem eigenen Land leben.«

»In unserem eigenen Land?«, fragte Jakob belustigt, »kannst du mir verraten, wo das sein soll?«

Samuel nahm einen tiefen Zug Wein und sagte bestimmt: »Das Land, aus dem man uns immer wieder vertrieben hat, unsere Männer versklavt, unsere Frauen geschändet und unsere Kinder ermordet. Das Land, in dem der Tempel Salomons stand, und den die Juden wieder errichten werden zu Ehren des Beherrschers der Welt.«

Jakob brach in schallendes Gelächter aus: »Du hast zu viel getrunken, Schwager!«

Samuel schüttelte ernst den Kopf. »Nein, Jakob. Ich weiß, wovon ich rede. Nicht umsonst beten wir an jedem Rosch Haschana darum, das nächste Neujahr in Yeruschalayim feiern zu dürfen.«

Seine Frau ließ die Schultern fallen, die sie schon seit einer Weile angespannt emporgezogen hatte, und erhob sich, um dem Bruder auf der anderen Seite des Tisches noch Wein nachzuschicken. Aber Jakob drehte seinen Becher um und hob die Hand: »Genug, Schwester. Hab vielen Dank für das Mahl. Euer Wein und die vielen Köstlichkeiten hier haben schon des Guten genug getan. Wenn ich noch mehr trinke, schlafe ich unruhig, und morgen wird es ein harter Tag für uns. Und heiß, heiß wird's obendrein werden. Golda, geh jetzt zu Bett. Wir brechen morgen früh auf.«

Jakob erhob sich ein wenig abrupt. Samuel schritt majestätisch um die Tafel herum und klopfte dem Schwager mit seinen mächtigen Prätzen auf die Schultern.

»Verzeih mir, Schwager. Ich habe dich ermüdet. So gern ich dich sehe und in meinem Hause beherberge, aber in manchen Dingen sind wir eben wie Katz und Hund.«

Golda konnte nicht einschlafen. Zu viel und zu spät gegessen hatte sie, und die Worte des Onkels gingen ihr nicht mehr aus dem Kopf.

Gab es wirklich ein Land, wo die Juden frei und ohne Zwang leben durften? War so etwas auf der Welt möglich? Ihr kleines Dasein in Bergheim schien ihr plötzlich so zerbrechlich wie eine Eierschale zu sein. Was, wenn man die Juden auch dort eines Tages vertrieb, so wie es der Onkel gesagt hatte, auch aus Bergheim?

»Ach, Unfug!«, beruhigte sie sich endlich selbst, »die Juden lebten schon vor den Christen hier. Wir werden hier auch weiterhin leben.«

Dies war der Gedanke, mit dem sie einschlief.

Als Jael sie am anderen Morgen weckte, platzte Golda mit lautem Gelächter heraus, nur um fast im selben Moment verblüfft innezuhalten. Sie trug eine Haube, so wie jede Frau, das war nicht anders zu erwarten. Aber was für eine Haube – eine, die auf den ersten Blick wie eine Narrenkappe aussah, aber auf den zweiten überraschend kleidsam schien.

»Ja, lach mich nur aus!«, sagte Jael, »aber so bindet man die Hauben jetzt in Straßburg. Du wirst sehen, kaum ein Mädchen läuft dort anders herum. Und da lassen sie sogar ihr Haar ein wenig sehen ... so ... siehst du...«, und sie zupfte ein paar Strähnen ihres kupferfarbenen Haares unter dem Tuch hervor, dass sie wie unabsichtlich in ihr Gesicht fielen.

»Das sieht hübsch aus!«, rief Golda begeistert.

Jael schob die Strähnen mit raschen Bewegungen wieder an Ort und Stelle.

»Ach, warum tust du das?«, fragte Golda.

»Nun, weil der Vater nicht erlaubt, dass ich mich so auf den Gassen zeige.«

»Du musst mir zeigen, wie das geht!«

»Aber gern. Wenn's dir so viel Freude macht. Wo ist dein Tuch?«

Golda gab ihr das weiße Haubentuch. Jael faltete es zum Dreieck und schlug es schnell und geschickt um Goldas Kopf, so dass

ein Zipfel links, ein Zipfel rechts knapp über den Schultern hing. Sie nahm eine Nadel und steckte das Tuch in der Mitte über ihrer Stirn zusammen.

»Schön. Wie hübsch das aussieht!«, rief Golda aus und drehte ihr Gesicht hin und her.

»Hält das auch den ganzen Tag über?«

»Natürlich hält das. Wirf nur den Kopf nicht zurück und wild herum und bücke dich nicht zu tief, dann wird es schon gehen.«

Jakob warf beim Abschied von Schwester und Schwager nur einen schiefen Blick auf den Kopf seiner Tochter. Als sie die Mauern von Rosheim hinter sich gelassen hatten, fragte er plötzlich: »Sag mal, was ist das denn? Wie siehst du aus? Denkst du, ich ziehe mit einer Tochter umher, die sich wie eine Närrin kleidet? Setze sofort das Ding wieder richtig auf, wie zu Hause!«

»Aber Vater, so tragen die Straßburgerinnen jetzt ihre Hauben. Das hat mir Jael gesagt, und sie muss es wissen. Du sagst doch immer, eine Jüdin soll möglichst nicht auffallen in der Menge.«

Schließlich musste Jakob lachen. »Du hast Recht, mein Kind. Möge der Himmel mir antworten, warum mir kein Sohn geboren wurde, ich aber dafür mit so einer klugen Tochter gesegnet bin!«

Bald gab es keine Möglichkeit mehr, den Weg nach Straßburg zu verfehlen. Von weitem ragte der hohe Turm des Münsters schwarz in den Frühlingshimmel wie ein drohend erhobener Zeigefinger. Vorbei an den in der Ebene gelegenen Dörfchen, die sich wie Perlen an der Schnur die Straße hinzogen, ging es auf der Landstraße, die nach der Stadt hin und mit steigender Sonne immer voller von Reisenden zu Fuß und zu Pferde, auf Eseln und Maultieren wurde, bis sie bei Lingelsheim tatsächlich die allmählich eintrocknenden Schlammmassen vorfanden, die Simeon von Rufach geschildert hatte. Sie mussten einen kleinen Umweg querfeldein einschlagen und dort kurz beiseite springen, als ein Zug von Edlen in scharfem Trab vorbeisprenge.

Jakob musterte mit Kennermiene und leuchtenden Augen die

schlanken, braunen Wallache, deren Felle glänzten wie flüssiger Honig und die die herrlichsten Geschirre trugen, während Golda sich nicht satt sehen konnte an den schweren Seidenroben der Frauen, ihrem Schmuck und den juwelenbesetzten, mit bunt gefärbten Reiherfedern geschmückten Haarnetzen.

Um das Judentor zu erreichen, mussten sie einen Umweg, der sie beinahe eine halbe Stunde kostete, durch die Krautenau über Obstgärten und Kohlfelder machen, die riesige, mit spitzen Türmen bewehrte, von hohen Mauern mit kreuzförmigen Wehrschlitzen umgebene Stadt zu ihrer Linken. Schon sahen sie von nahem die Dächer mit den vielen Reihen der Dachgauben, die hohen Giebel der Straßburger Häuser, die Türme der Christentempel und der Klöster, in denen sich christliche Männer und Frauen einem Leben in Gebet und gotteslästerlicher Keuschheit hingaben, unbegreiflich für einen Juden. Hieß es nicht in der Tora, seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde?

Der Viehhandel auf dem Rossmarkt hatte längst begonnen, als sie endlich auf das Judentor zuritten. Sie stiegen von ihren Eseln und führten sie an den Zügeln hinter sich her. Über dem Vortor hingen hoch oben an Seilen seltsame Brocken, deren Herkunft schwer zu erkennen gewesen wäre, wäre da nicht das gierige Krächzen der Raben gewesen: ein Gevierteiler. Obwohl Golda nicht hinsehen wollte zu dem Gräuel, tat sie es schließlich doch und sah aus dem Augenwinkel noch deutlich, dass der Hinggerichtete männlichen Geschlechts gewesen sein musste.

Jakob zahlte den Leibzoll für sich und Golda, alsdann je acht Schillinge für jedes Pferd, das Doppelte, was man einem Christen abverlangt hätte.

»Lass dir das als Warnung dienen. Jüdische Rosstäuscher, die hier ehrbare christliche Bürger übers Ohr zu hauen wagen, werden scharf gerichtet!«, riefen sie und wiesen grinsend hoch zu dem Leichnam.

Jakob behandelte sie so, wie es sich in seiner Erfahrung stets bewährt hatte: mit einer Mischung aus Humor und Gleichmut.

»Jaja«, sinnierte Jakob, als sie sich außer Hörweite der Brücke über die Ill näherten, die man den Judestej nannte und die für ihresgleichen den einzigen Weg hinein in die Stadt bedeutete, »Gojim naches! Wenn sie wüssten, dass unsere Parnassim denjenigen Juden aufs strengste bestrafen, der es wagt, einen Christen zu betrügen!« Er beugte sich zum Wasser hinab und spuckte wütend in den Fluss.

Unten im seichten, rasch dahinströmenden Wasser standen halbnackte Frauen mit hoch geschürzten Röcken und hieben klatschend ihre Wäsche auf die Steine.

»Schamlos, sowas«, murmelte Jakob, »wenn ich dich jemals so unter den Leuten sehen würde, ich schlage dich tot!«

Golda versuchte, ihrem Vater zuzulächeln, aber es stieg eine zarte Röte in ihr Gesicht, so sehr sie sich auch bemühte, sie zu unterdrücken. Jakob blieb abrupt stehen und rief: »Was wirst du jetzt wieder so rot, verflucht noch mal? Du hast doch irgendwas?«

»Nein, gar nichts, Vater!«

»Los, los, raus damit, du führst doch was im Schilde. Ich kenne dich zu gut, Mejdele!«

»Vater, was denkst du nur? So würde ich mich doch niemals zeigen, mit nackten Schenkeln im Fluss.«

»Das will ich dir auch geraten haben«, brummte Jakob.

Sie war froh, dass ihr Gesicht wieder abgekühlt war. Denn sie führte wirklich etwas im Schilde. Aber lieber würde sie auf der Stelle vom Blitz erschlagen werden, als dass sie dem Vater etwas verraten hätte.

Es war bereits das dritte Mal, dass Golda mit ihm diese Stadt besuchte. Sie wusste durchaus, dass es noch größere Städte gab, Paris und Rom, Prag und Byzanz, aber wie konnten diese wirklich größer sein? Immer wieder war ihr so, als sei die Luft hier dichter,

die Sonne dunkler, der Himmel ferner. Über dicken, steinernen Fundamenten, wie für die Ewigkeit gebaut, ragten die Häuser empor, dicht an dicht und Stockwerk über Stockwerk, eines immer noch weiter in die Gasse ragend als das andere, so dass die Leute unten auf der Straße kaum noch den Himmel sahen. Und schmutzig war es, ja, an regnerischen Tagen watete man durch Schlamm und Unrat, quiekende Schweine und Scharen von Federvieh liefen überall herum und verbreiteten Mist und Gestank. In Bergheim hielt man dagegen auf strenge Sauberkeit, schon um sich der Ratten zu erwehren, und jeder Bürger wurde dazu angehalten, das Gassenstück vor der eigenen Haustür täglich von Mist und Abfall zu befreien.

Am anderen Ufer der Ill hätten sie nun den kürzesten Weg zum Rossmarkt einschlagen können, indem sie schnell durch die Judengasse liefen. Aber das tat kein Jude. Es gab keinen einzigen Juden mehr in dieser Gasse, denn dort, wo einmal die Schul, die Synagoge, gestanden hatte, hatte man während der Pest ein Haus aus Holz errichtet, um dort tagelang tausende von Juden zu verbrennen. Abergläubische munkelten sogar, dass am St. Veltinstag, an dem dies geschehen war, an diesem Ort, den man noch immer die Brandgasse nannte, um Mitternacht manches Mal Schreie der geschundenen Seelen zu hören sein sollten.

So liefen sie am Ufer entlang bis zum Rossmarkt. Der riesige Platz beim Klarissenkloster war erfüllt vom Wiehern der Pferde, Muhen der Kühe, Blöken der Lämmer, Gänsegeschnatter und Entengequak, die tierischen Laute noch übertönt vom Geschrei der Händler.

Es stank infernalisch nach Mist, und ein paar Betrunkene lieferten sich bereits ein Maulgefecht, nicht, ohne von der johlenden Menge zu Handgreiflichkeiten angefeuert zu werden.

»Wird Zeit, dass du von hier fortkommst, Golda. Los, gib mir die Zügel.«

Jakob wusste, dass es auf den Viehmärkten in den großen Städten nicht immer fein zugging.

»Und bleib nicht zu lange weg, hörst du? Sonst komm ich dich holen, und dann kannst du was erleben!«

Zwei Gassen weiter, als sie das Getriebe des Rossmarktes hinter sich gelassen hatte, fand sie einen Durchschlupf zwischen zwei Häusern, wo kein Mensch mehr in Sicht war. Sie streifte mit einem Ruck den Mantel mit dem gelben Judenfleck von den Schultern und schlug ihn zusammen. Eine Magd kam plötzlich auf hölzernen Trippen laut die Gasse hinuntergeklappert, der lange, weiße Hals einer toten Gans baumelte unter ihrem Arm hervor. Aber sie hastete vorbei, ohne das Mädchen im Durchgang zu bemerken. Golda nahm ihren ganzen Mut zusammen und schob die Haube ein wenig aus der Stirn, dass der Haaransatz zu sehen war. Dann zupfte sie links und rechts ein paar Strähnen hervor, dass sie wie unabsichtlich in ihr erhitztes Gesicht fielen. Trunken von der eigenen Kühnheit löste sie noch das oberste Knöpfchen ihres engen Mieders, das ihre gerade aufgeschossenen Brüste stramm umschloss.

Nur kurz, kaum eine halbe Stunde, wollte Golda einmal ein Mädchen wie jedes andere sein. Danach, so schwor sie, würde sie so etwas nie wieder tun. Gott würde ihr schon verzeihen.

Und wirklich, als sie weiterging, glaubte sie zu träumen: Kein Bürger, kein Bauer spuckte vor ihr aus, kein dreister Gassenjunge versuchte, mit seinen schmutzigen Händen in ihre Schürzen zu langen. Vor niemandem musste sie die Augen niederschlagen, sie versuchte nicht mehr, sich unsichtbar zu machen, so wie sonst immer.

Bald war sie vor dem riesigen Münster angelangt, wo die vielen Stände des Marktes aufgebaut waren. Der erdig-würzige Duft des am frühen Morgen aus den Gärten geschnittenen Grünzeugs mischte sich mit dem milchigen der hoch aufgestapelten, goldenen, weißen und marmorierten Käselaibe, mit dem appetitanregenden Gerüchen bei den Zuckerbäckern und den Brotschranzen. Zum ersten Mal in ihrem Leben buhlten die Händler auch

um ihre Gunst als Kundin, anstatt sie nur kurz und widerwillig zu bedienen und ihr dann den doppelten und dreifachen Preis für die Ware abzunehmen.

Eine Bäuerin, von den vielen Stunden unter freiem Himmel fast so braun wie eine Mohrin, bot ihr mit einem zahnlosen Lächeln eine Schote frischer Zuckererbsen an, ein Fischer ließ sie von seinen geräucherten Forellen kosten, ein junger Christenbursche mit blonden Locken und munteren blauen Augen schenkte ihr sogar eine getrocknete Dattel, die fast so schmeckte wie diese Himmelspeise, die sich Marzipan nannte und die Golda nur ein einziges Mal in ihrem Leben auf einer großen Hochzeit in Hagenau gekostet hatte. Als sie, überwältigt von all der ungewohnten Güte um sie herum, ein paar Dankesworte stammelte, zwinkerte der Händler ihr zu und rief sogar: »Wer würde dir nicht gern eine kleine Freude machen?«

Endlich stand sie auch vor dem großen Tisch eines Kramhändlers, wo sie nicht lange suchen musste, um das zu finden, was Rachel ihr aufgetragen hatte: einen hübschen Fingerhut aus getriebenen Silber, einen breit gezahnten, kräftigen Hornkamm und ein halbes Dutzend Docken bunten Seidengarns.

»Was meint Ihr, Jungfer, wie prachtvoll Euch die Stickerei mit diesen herrlichen Farben gelingen wird. Seht nur dieses Rot, wie es leuchtet. Es wird sich nicht herauswaschen, nicht verblassen oder verfärben, da könnt Ihr beruhigt sein. Und der Fingerhut ist gerade gut genug für solche schlanken, zarten Fingerchen. Weil Ihr es seid, nur sechs Pfennige.«

Mit einem zufriedenen Lächeln steckte sie die Waren in ihren Beutel und sah sich seufzend um.

Golda mochte kaum den Blick abwenden von den mit aufwendigem Schnitzwerk verzierten Häusern, deren Fenster wie durch Zauberhand aus zartbunten, apfelgroßen Glasscheiben zusammengefügt waren, kunstvoll in Blei gefasst, und sie funkelten in der Sonne wie Edelsteine.

Und erst die Bewohner! Es war ein warmer Maientag, aber dennoch liefen manche Bürger in pelzverbrämten Mänteln mit goldgesäumten, geschlitzten Ärmeln umher, so lang, dass sie fast den Boden streiften, mit den sonderbarsten bunten Hüten auf dem Kopf, und junge Männer in Beinkleidern nach der neuesten Mode in zwei Farben, das eine rot, das andere grün, und so eng, dass sie auf die schamloseste Art und Weise ihre Männlichkeit zur Schau stellten. An den Füßen trug mancher Schnabelschuhe von solcher Länge, dass es unbegreiflich schien, wie man damit gehen konnte. Nein, dachte Golda, so bunt traten ja draußen auf dem Land nur die Gaukler, Spielleute und Narren in Erscheinung, wenn sie im Spätsommer zum Pfeifertag nach Rappoltsweiler zogen!

Unversehens trat sie zwischen den eng stehenden Ständen auf die Schmalseite des Marktes heraus, wo sich längsseits des Christentempels das Bettelvolk herumtrieb. Entsetzlich Entstellte sah man, ohne Füße und Beine, die sich qualvoll auf hölzerne Bockchen stützten und den Vorübergehenden die offene Hand hinhielten, Blinde, von mageren Kindern geführt, laut jammernde Greise, denen der Speichel das Kinn hinunterlief, so lungerten sie vor den Türen der Christentempel und der Klöster, um dort einmal am Tag ihre dünne Armensuppe in Empfang zu nehmen. Am schlimmsten war der Anblick der jüdischen Frauen, die zur Plage der Armut noch den Hohn der Christen ertragen mussten. Es sollte hier schon geschehen sein, dass die Menge achtlos an Jüdinnen vorüberging, die gestorben waren, und deren Brustkind noch in den Armen der Mutter hing und vor Hunger schrie.

Von dort oben blasen sie ihr Gruselhorn, damit die Juden abends ihre schöne Stadt verlassen, dachte Golda, als ihr Blick dem hohen Turm des Münsters folgte. Es sollte obendrein wie ein Schofar geformt sein, wie das Widderhorn, das der Rabbiner an Neujahr blies.

Sie war noch nie auf dieser Seite der Liebfrauenkirche gewesen. Dort war ein Portal, mit der Fülle von Figuren geschmückt, mit der die Christen ihre Tempel zu überladen pflegten. Von G'tt durfte sich der Mensch kein Abbild machen, es war von Übel für Juden, diese Figuren zu betrachten, dennoch blieb Goldas Blick an zwei Figuren hängen, zwei schlanken, hochgewachsenen Mädchengestalten aus mattrotem Sandstein.

Die eine stand, mit einer herrlichen Krone auf dem schön gelockten Kopf, einem langen Stab mit dem Christenkreuz und einem Weinkelch in der Hand und schaute triumphierend hinüber zu dem anderen Mädchen auf der gegenüberliegenden Seite, das ebenso schön war. Aber das andere Mädchen blickte traurig zu Boden, das heißt, es hätte zu Boden geblickt, wären die mandelförmigen Augen nicht durch eine dünne Binde geblendet gewesen. Alles hing herab an ihm, das kaum gewellte Haar, der edle Kopf, das Buch in seiner Hand, die zerbrochene Lanze, die es hielt und deren drei Teile jeden Augenblick herabzufallen drohten.

So stand Golda eine ganze Weile, ohne zu bemerken, dass ein Mann sie nahebei mit offenem Mund anstarrte.

»Schön sind sie, nicht wahr?«, sprach plötzlich eine sanfte, dunkle Männerstimme hinter ihr.

Zu Tode erschrocken fuhr Golda herum. Vor ihr stand ein junger Mann. Er war hochgewachsen, hatte kluge, ernst dreinblickende dunkle Augen und braunes, dichtes Haar. Sein Kopf trug ein grünes Barett, und er war vornehm gekleidet in ein schwarzes Wams und leuchtend rote Beinkleider. Verwundert ruhte sein Blick auf ihr, ganz ohne die mit Verachtung gemengte Geilheit, die sie sonst von christlichen Männern und Knaben gewohnt war. Ein leichtes Lächeln ließ seine weißen Zähne sehen. Golda bekam eine Gänsehaut am ganzen Körper. Allmählich wurde sein Blick ernst.

»Ja«, sagte der Mann nachdenklich und blicke sie so durchdringend an, dass sie spürte, wie ihr das Blut bis unter die Haube

stieg, »Schönheit ist selten und kostbar. Glücklich diejenige, die sie hat. Und glücklich ist der, der sie vorfindet. Noch glücklicher kann der Meister sein, der sie abzubilden versteht. Der dort, der hat es gekonnt.«

Golda stand wie gelähmt. Der Fremde löste seinen Blick von ihr und versank ganz in Betrachtung der steinernen Mädchen.

»So berückend sind sie, und dann noch so voller Bedeutsamkeit. Sicher weißt du, schöne Jungfer, was sie darstellen?«

Das Mädchen errötete heftig und schüttelte schüchtern den Kopf. Schöne Jungfer? Sie war schön? Kein Mann hatte jemals so etwas zu ihr gesagt. Was war das hier? Was, wenn er sie nicht in Ruhe ließ? Ihr Herz klopfte so laut wie eine Trommel. Und es setzte einen Sprung aus, als sie verwirrt dachte: Er ist auch schön. Für einen Mann.

Er lächelte.

»Du bist wohl nicht aus Straßburg?«

Golda schüttelte abermals den Kopf.

»Nun, dann will ich es dir gern verraten. Die linke Schöne dort, das ist die Ecclesia, das Sinnbild unserer heiligen Mutter Kirche, lieblich wie die Heilige Jungfrau selbst. Und die rechte gegenüber, das ist die mit Blindheit geschlagene, machtlose Synagoga, zwar ebenso schön, aber eben doch Jüdin ... kennst du nicht die Worte aus dem Passionsspiel:

Zum Zeichen, dass Ihr all seid blind

Und dass ihr habt einen falschen Glauben

So tat ich dir verbinden die Augen

Und brach dir dein Banner entzwei.«

Als hätte sie ein Schlag in die Magengrube getroffen, knickte Golda in der Mitte zusammen und stöhnte auf. Hatte der Fremde sie erkannt? Ertappt? Oder war es nur ihr Gewissen, das sie schlagartig daran erinnerte, wer sie war und wohin sie gehörte?

»Was hast du? Ist dir nicht wohl?«, fragte der Fremde und musterte sie besorgt.

»Doch, doch ... nein ... ich ...«, stammelte sie hastig. »Verzeiht, mir ist ein wenig übel, ganz plötzlich.«

»Nun, dann solltest du dich vielleicht lieber setzen«, sagte der fremde Mann und wandte den Kopf suchend nach einem geeigneten Platz über die Schulter.

»Nein, nein, es geht nicht. Ich muss fort!«

Golda drehte sich um und rannte, so schnell sie ihre Beine trugen, zurück zum Markt. Sie hörte ihn noch rufen, als das Marktedränge sie verschluckte.